

Mährischer Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Ethorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 46. 1893.

Mein und Dein.

Novelle von **Paul Blumenreich.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Friß Elbe hielt inne, und als Mähring nichts erwiderte, machte er eine verächtliche Geberde. „Fauler Zauber! Geslunker! Das Loos war niemals das Ihre — das ist sicher, Sie großer Herr, Sie!“

Damit nahm er seinen Hut und ging ohne Gruß davon.

Mähring lachte bitter auf. So war seine liebevolle Bemühung um den Kollegen belohnt worden! Und so verstrickte er, Mähring, sich in die eigene Falle. Dieser Mann, dem er nur Gutes erwiesen, durfte ihm in's Gesicht sagen: „Wer weiß, wo Sie Ihr Geld her haben, Sie Schwindler!“ Und wer weiß, ob er der Einzige war, der das sagte? Denn Mähring konnte ja Niemand beweisen, woher er sein Kapital genommen. Der geheimnißvolle Kapitalist aus der „Vossischen Zeitung“ war ja nie mehr zum Vorschein gekommen.

Wird und muß nicht auch Bohnemann eines Tages fragen, den der geheimnißvolle Kapitalist immer sehr interessirte? Kann nicht Ottilie aus bloßer Theilnahme einmal dieselbe Frage stellen?

Allerdings er, Mähring, hatte bisher immer geantwortet: „Ich habe ihn abgefunden;“ aber würde man sich diese billige Ausrede immer so gefallen lassen? Es mußte einmal zu einer Erklärung, zu einer Auseinandersetzung über diesen Punkt kommen. Der Angstschweiß brach ihm bei dieser Vorstellung aus.

Da saß er allein in seinem Bureau, in diesem prächtigen, angenehm durchwärmten Bureau und sah dem Gespenst seiner Schuld in's Auge. Dieses Gespenst war nicht, wie er meinte, durch Erfolge zu bannen. Es kam immer und immer wieder. Ganz unvermuthet tauchte es vor ihm auf, verdunkelte ihm das

Tageslicht, machte sein Herz angstvoll klopfen. Wie war es möglich, daß er bisher nicht daran gedacht hatte?

Er hatte sich über seine Lage getäuscht, betäubt durch die Glücksfülle der letzten Zeit. Unzerreißbar umstrickte ihn der Bann seiner Schuld. Sie wird, sie muß ihn eines Tages zu Falle bringen. Schon sieht sie ihm auf der Brust, wie ein Alb. Er ächzt — er stöhnt. Ihm ist, als müßte er verrückt werden.

Und doch — es gäbe noch eine Rettung:

das Geld zurückzahlen! Er konnte die zehntausend Mark jetzt entbehren, wenn auch nicht ganz leicht. Zurückzahlen — und er war gerettet! Sich an die Behörde wenden — das ging nicht mehr an. Er war strafbar im Sinne des Gesetzes, wegen Fundverheimlichung. Ottilien war er schuldig, diese furchtbare Möglichkeit zu vermeiden. Vielleicht aber war es thunlich, auf andere Weise den Unbekannten zu finden. Und auf der Stelle wollte er noch alles Mögliche versuchen. Er erfannte einen

ganzen Feldzugsplan, um den unbekanntem Besitzer der Brieftasche ausfindig zu machen.

Zunächst entwarf er eine Zeitungsannonce, in welcher er deutlich und doch möglichst vorsichtig den Verlustträger aufrief. Er bezeichnete den Tag und die Straße, wann und wo die Brieftasche gefunden worden, beschrieb sie auch ganz genau, verschwieg aber den Betrag. Statt seines Namens natürlich nur eine ganz geheimnißvolle Chiffre.

Nun drückte er auf den Knopf der elektrischen Klingel, um den Diener zu rufen. Sofort aber besann er sich eines Besseren. Der Diener durfte keine Ahnung von der Sache haben. So nahm er Hut und Stock, eilte fort nach einer entfernten, sehr belebten Straße und griff dort einen intelligent aussehenden Dienstmann auf, den er damit betraute, die Annonce in sämtlichen großen Zeitungen aufnehmen zu lassen, ebenso für ähnlich lautende Anschläge an den Plakatsäulen zu sorgen. Eine etwaige Meldung sollte nach den Zeitungs-bureaux oder dem Hauptpostamt gesandt werden. Mit dem Abholen gedachte er dann wieder einen anderen fremden Dienstmann zu betrauen.

Mit heimlichem Zittern und Beben wartete er die nächsten Tage ab, er wartete mit der Angst eines Verbrechers. Von entfeinten, stark besuchten Kaffeehäusern und Gastlokalen aus sandte er fremde Boten nach dem Postamt und nach den Zeitungs-expeditionen.



Hermine Spieß. (S. 363)

Alle kamen aber mit leeren Händen zurück. Es war kein Brief für den Herrn eingelaufen.

So scheiterte diese letzte Hoffnung! Er konnte nicht arbeiten — sein Kopf glühte. Selbst in der Gesellschaft Ottiliens mußte er sich zwingen, aufmerksam zu sein und heiter zu scheinen.

Noch einmal versuchte er dieselbe Sache von Neuem. Er wiederholte Inserate und Säulenanschläge, setzte für Denjenigen eine Belohnung aus, der etwas von der Briefftasche wußte — aber kein Mensch schien etwas davon zu wissen, Niemand meldete sich. Keine Kunde, kein Anhaltspunkt — nicht der armeligste Strohhalm, um sich in seiner dumpfen Verzweiflung daran zu klammern!

Jede Anspielung, die sich irgendwie auf den Wechsel seines Geschickes bezog, erschreckte ihn auf den Tod. Er hatte keine ruhige Stunde mehr und verfiel immer mehr und mehr.

Auch Ottilie fühlte sich bedrückt. Nengstlich frug sie, was ihm sei, was ihm fehle. Aber schon die bloße Frage schien ihn unangenehm zu berühren; denn er gab eine verworene, fast unwillige Antwort; und so machte sie keinen Versuch mehr, in sein Vertrauen zu dringen.

Ein kleiner Zufall machte die peinliche Stimmung, in der er sich befand, zu einer unerträglichen.

Sein künftiger Schwiegervater war jetzt immer überaus artig gegen ihn. Herr Bohnemann hatte nicht nur vergessen, daß Möhring einmal sein Maschinenmeister gewesen, auch die häßlichen Szenen, die zwischen ihnen stattgefunden, waren aus seinem Gedächtniß verwischt. Für Bohnemann war Möhring ganz und vollkommen der wohlhabende, der angesehene, der willkommene Schwiegerohn.

Und eines Abends, als man gemüthlich beisammen saß, frug der Alte ganz harmlos: „Ja, ich wollte Sie doch immer fragen, lieber Möhring, wer denn der Kapitalist gewesen, der Ihnen das Geld vorstreckte? Sehen Sie, anfangs ärgerte ich mich nämlich, daß ich damals nicht an seine Stelle getreten. Jetzt aber, da sie mit der Tille einig sind, jetzt kann man ja am Ende ruhig darüber sprechen. Nicken Sie doch mal mit der Farbe heraus. Was war denn das für ein Kerl?“

Wie hätte Möhring auf diese Frage nicht gefaßt sein müssen? Sie mußte einmal fallen — und sie fiel! Natürlich, die merkwürdigen Ereignisse in seinem Leben hatten den geheimnißvollen Kapitalisten sozusagen von der Bildfläche verdrängt; aber selbstredend mußte man einmal auf ihn zurückkommen.

„Verzeihen Sie, Herr Bohnemann,“ erwiderte Möhring, „daß ich Ihnen die Antwort schuldig bleibe. Ich darf's nicht sagen, wer es ist; ich habe mein Wort gegeben, es nicht zu thun.“

„Ei, der Tausend!“ rief Bohnemann verwundert, aber noch immer ganz harmlos; „warum denn?“

„Der Mann wollte nicht,“ entgegnete Möhring unsicher. „Es ist ein angesehener Mann, eine bekannte Persönlichkeit. Er wollte nicht, daß es bekannt werde, wie er sich für Erfindungen interessirt. Er hat Rücksichten zu nehmen, und es war auch wegen eines möglichen Mißerfolges.“

„Na, das kann ja Alles sein,“ entgegnete Bohnemann. „Aber der Mißerfolg ist ja nicht gekommen, und jetzt braucht sich der Mann nicht im Mindesten zu geniren; im Gegentheil, jetzt könnte er ja ganz stolz sein.“

„Ich habe ihm sein Geld zurückgegeben,“ sagte Möhring ungeduldig, „und die Sache ist abgethan!“

„Um so besser für Sie!“ meinte Bohne-

mann jetzt sichtlich betroffen. „Aber im Familienkreise könnte man doch davon sprechen. Schließlich haben wir doch dem Manne Alles viel zu danken. Er verstand eben mehr von der Sache, als ich; man kann ja auch nicht Alles verstehen!“

„Ich kann wirklich nicht davon sprechen!“ beharrte Möhring. „Ich habe mein gegebenes Wort, zu schweigen, nicht zurückgehalten.“

„Das ist Alles recht sonderbar, Herr Möhring,“ brummte Bohnemann; „ich frug nämlich in Ihrem Interesse, sozusagen; man munkelt so allerlei, wie Sie zu dem Gelde gekommen sind. Natürlich nichts Böses. Aber man munkelt. Haben Sie vielleicht damals einen Haupttreffer in der Lotterie gemacht?“

Möhring war dunkelroth geworden. „Ich hätte dann doch nicht nöthig, eine Lüge zu sagen, Herr Bohnemann.“

„Wie Sie wollen!“ versetzte dieser unwillig; „aber schön ist's nicht von Ihnen, daß Sie so mit der Wahrheit hinter'm Berge halten. Sie hätten es nicht nöthig, wenn Alles in Ordnung wäre.“

„Herr Bohnemann!“ wollte Möhring auffahren.

Ottilie legte sich in's Mittel und beschwichtigte den entstehenden Zwist; aber der Rest des Abends verfloß in allseitiger Verstimmung. Möhring entfernte sich unter irgend einem Vorwande sehr früh.

Als er gegangen war, sagte Bohnemann zu Ottilie: „Du höre, Mädchen! Du mußt das raus kriegen, wo der Mann das Geld her hat. Die Sache gefällt mir nicht.“

Auch Ottilie war, wenn nicht mißtrauisch, so doch ein wenig betroffen. „Ich werde ihn einmal fragen, Vater, unter vier Augen.“

Inzwischen ging Möhring in fast verzweifelter Stimmung nach Hause. Er hatte bereits die Wohnung bezogen, die er für seine neue Wirkschaft gemiethet hatte; eine elegante, prächtig eingerichtete Wohnung in der Friedrichstraße. Er hatte vor der Wendung in seinem Geschick kaum jemals solch schöne, trauliche Räumlichkeiten betreten.

Aber was nützte ihm das Alles? Er fühlte, wie er zu sinken begann auf der abschüssigen Bahn, die er betreten — einem dunklen Abgrunde zu.

7.

Ottilie war am nächsten Morgen — es war ein prächtiger Wintertag — von Hause weggegangen, um ihren Bräutigam, wie schon mehrfach, aus seinem Bureau zu einer Schlittschuhpartie an der Rousseau-Insel im Thiergarten abzuholen.

Sie war nicht, wie gewöhnlich, die Friedrichstraße entlang gegangen, sondern wegen einer kleinen Beforgung genöthigt gewesen, einen Umweg durch einige Nebenstraßen zu machen. So kam sie an einem jener einfachen Gasthäuser vorüber, welche einen Theil ihrer beschiedenen Speisevorräthe mit Preisangabe im Schaufenster stehen haben. Eine Art von Lokalen, welche für kleine Leute, Arbeiter u. berechnet ist. Durch das Schaufenster sah man in das Gastzimmer, und auch Ottilie blickte im Vorübergehen zufällig hinein.

Plötzlich zuckte sie zusammen. Ihr war, als hätte sie an einem der rohen, unbedeckten Tische eine bekannte Gestalt sitzen sehen. Anfangs ging sie ruhig weiter. Gewiß, sie hatte sich getäuscht! Wie konnte Edgar, der elegante Edgar v. Kieberg, in eines jener Lokale gerathen, welche im Volksmunde „Büditen“ heißen? Aber die heimliche Unruhe, welche der flüchtige Anblick in ihr erweckt, war nicht zu bannen. Ihr Herz begann ängstlich zu klopfen. Siekehrte um und ging noch einmal an dem Schaufenster vorüber.

Der junge Mann, der dort in gedrückter

Haltung ganz allein an dem hierbesetzten Tische saß, es war wirklich Edgar v. Kieberg! Weinade wäre sie umgesunken — so mächtig ergriß sie der Anblick des einst Geliebten in diesem traurigen Zustande. Bläß, verkommen, elend sah er aus, mit eingesunkenen Augen und düsterer Miene. Die einst eleganten Kleider waren sichtlich vertragen; die feinen Glacéhandschuhe, von denen er einen an der linken Hand trug, schmutzig und zerrissen. Wie furchtbar herabgekommen mußte Edgar sein, daß er seinen Hunger hier stillte! Er schien von Stufe zu Stufe gesunken, vielleicht bis zum äußersten Glend.

War es Mitleid — war es ein Rest von Liebe, der ihr Herz so hämmern machte, als wollte es zerspringen? Gewiß, Edgar hatte sie schwer gekränkt; offenbar aber hatte das Schicksal dieses Unrecht grausam gerächt, und er war doch wohl nichts Schlimmeres gewesen, als leichtsinnig.

Ihm helfen, ihn trösten — das war ihr erster Gedanke. Aber durfte sie daran auch nur denken? Sie war ja die Braut eines Anderen. Aber sie fühlte, wie sehr sie diesen Mann geliebt hatte, und mußte sich sagen: sie könne niemals ruhig, niemals glücklich werden, wenn sie wußte, daß er elend zu Grunde ging. Wie konnte sie in theueren Seidenroben gehen, in Wohlstand und Behagen leben, wenn er darbt, wenn er hungerte, wenn er dem Verderben anheimfiel!

Mühsam errang sie ihre Fassung wieder, denn sie war ja im Begriff, vor ihren Bräutigam zu treten.

Sie wollte doch darüber nachsinnen, wie Edgar vielleicht zu helfen sei, ohne sich selbst bloßzustellen, ohne sich auch nur zu verrathen.

Als sie in Möhring's Bureau trat, hatte er eben sein Pult aufgeschlossen, um die allerersten Entwürfe seines Modells heraus zu suchen, die sein Socius zu sehen wünschte. Ottilie, weniger aus wirklichem Interesse, welches sie in diesem Augenblicke nicht empfand, als um ihre Aufregung zu verbergen, trat hinzu und nahm ebenfalls die flüchtigen, aber sauberen Bleistiftzeichnungen in Augenschein. Möhring, der eben ein sonst selten geöffnetes Fach aufgeschlossen hatte, legte ihr auch noch eine verblaßte Photographie seiner Mutter vor.

Auch er hatte bleich und bedrückt ausgesehen, als sie eintrat; aber ihre Nähe schien ihn wie mit warmem Sonnenschein zu bestrahlen. Sein Antlitz färbte sich, sein Auge wurde lebhaft. Ja, sie konnte diesen Mann glücklich machen! Das sagte sie sich in diesem Augenblicke und mit Antheil hing sie an seinen Zügen.

Da sah sie, wie er plötzlich erblaßte und eine Briefftasche, die sich zwischen den Papieren des Pultes befand, rasch in das Fach zurückschob. Es war eine sehr elegante Briefftasche aus Alligatorleder, die sie niemals bei ihm im Gebrauche gesehen hatte.

„Da hast Du ja ein sehr hübsches Portefeuille,“ sagte sie, „warum benüttest Du es nicht? Das Deine sieht ja gar nicht mehr schön aus.“

Er war plötzlich dunkelroth geworden. „Die Briefftasche hat zu wenig Fächer innen,“ sagte er kurz; „ich kann sie nicht brauchen.“

Sie griff nach dem Portefeuille. Er machte eine Bewegung, als wollte er sie hindern; aber er bezwang sich wieder und ließ sie gewähren. „Woher hast Du denn diese Briefftasche?“ fragte Ottilie; sein Benehmen begann ihr aufzufallen, und nach echt weiblicher Art vermuthete sie jetzt in dem Gegenstande irgend ein bedeutames Andenken.

„Ich habe sie schon lange,“ versetzte er zögernd, „ich kann mich gar nicht mehr erinnern, seit wann.“

„Ich möchte doch gern wissen, woher Du sie hast.“ beharrte Ottilie. „Ich weiß nicht — es kommt mir vor, als hätte ich sie schon wo gesehen.“

Er lachte gezwungen auf. „Vielleicht in irgend einem Schaufenster? Solche Taschen sind doch keine Seltenheiten.“

„Vielleicht —“ meinte sie achtlos.

Er starrte eine Weile vor sich hin; dann fuhr er nervös auf:

„Besinne Dich doch, wo es war. Es wäre mir am Ende wissenswert!“

„Du bist doch recht sonderbar!“ versetzte sie.

Er fuhr ungeduldig fort: „Bitte, besinne Dich, Ottilie, wo hast Du die Tasche gesehen?“

„Du wirst Recht haben,“ entgegnete sie, „ich habe sie wohl in einem Schaufenster gesehen. Es will mir wenigstens keine deutliche Erinnerung kommen. Du solltest mir lieber sagen, welche Bewandniß es mit der Tasche hat. Ist sie ein Geschenk? Darf ich sie öffnen?“

„Ja, ja, öffne sie!“ sagte er hastig.

Sie that es. Die Fächer waren ganz leer.

„Wohl ein Andenken?“ forschte sie weiter.

„Nein, nein!“ wehrte er ab. „Ich glaube, ich habe sie bei irgend einer Gelegenheit gekauft — ganz billig — durch Zufall.“

Sie sah deutlich, daß er log. Schon neulich, bei dem Gespräch mit ihrem Vater, hatte sie das dunkle Bewußtsein, daß er ihr nicht vertraute, daß er sie nicht in sein Inneres, nicht in sein Leben blicken ließ. Der kleine Zwischenfall mit der Briestafche hatte dieselbe Empfindung in ihr erweckt. Sie legte das Portefeuille in das Fach zurück und wandte sich anscheinend gleichgiltig ab.

Aber Jedes von ihnen fühlte, daß der Zwischenfall nicht erledigt war. Ohne sich auszusprechen, dachten sie in diesem Augenblick dasselbe. Sie konnten — sie sollten glücklich sein, einander glücklich machen! Alle äußeren Umstände waren darnach. Beide waren sie jung, gesund, wohlhabend, sorgenfrei. Lachend und wolkenlos lag die Zukunft vor ihnen, und dennoch waren sie nicht glücklich. Es lag etwas zwischen ihnen, wie ein halbverdeckter Abgrund, wie ein Schatten; ein ausgesprochenes Etwas, das sich nicht fassen, nicht beschwören ließ. Niemals kamen sie über eine bestimmte Grenze hinaus, wenn ihre Herzen sich so recht erschließen sollten, wenn sie traulich beisammen saßen, wenn nichts sie hinderte, froh und glücklich miteinander zu sein.

Möhring begleitete seine Braut jetzt nach der Rousseau-Insel. Wie hatte sich äußerlich seine Lage doch so günstig umgestaltet! Da tummelte sich Möhring an der Seite seiner schönen Braut mitten unter der besten und elegantesten Gesellschaft Berlins. Im vorigen Winter war er nur Sonntags auf einen der billigsten Eislaufplätze draußen an der Peripherie der Stadt gegangen, um Schlittschuh zu laufen. Nun hatte er sich rasch in seine Rolle gefunden. Er trug mit Anstand seine eleganten Kleider und bewegte sich mit Sicherheit in den Kreisen, denen er jetzt angehörte.

Bei Einbruch der Dunkelheit führte Möhring seine Braut nach einer vornehmen Konditorei, um ihr einige feine Süßigkeiten und ein Glas Portwein anzubieten. Da sah Alles schön und verlockend aus, aber er konnte nicht fröhlich werden. Diese schreckliche Briestafche, die ihm nicht mehr aus dem Sinn kam! Und ob Ottilie ihn liebte? Er fühlte, wie unhaltbar dieses steife Verhältniß zwischen ihnen war. Wenn er den Muth fände, sich ihr anzuvertrauen?

Er überhäufte sie in dieser Stunde, wie allezeit, mit Aufmerksamkeiten, er bemühte sich, liebenswürdig zu sein, und als sie sich an der Treppe ihres Elternhauses trennten, bot sie ihm willig ihren schönen, frischen Mund zum

Kusse. Dennoch, er konnte sich nicht darüber täuschen, war sie ihm nicht das, was eine geliebte Braut dem Manne ihrer Wahl sein soll, und auch er bot ihr nicht, was ihr junges Herz von ihm erwarten und erhoffen durfte. Heute war sie besonders zerkürrt und sichtlich befangen gewesen. Die unglückselige Briestafche mochte daran schuld sein. Ottilie war mißtrauisch geworden.

Von einem Gefühle schmerzlicher Verlassenheit erfüllt, hatte er den Weg nach der Friedrichstraße eingeschlagen. Was sollte aus dem Allen werden? Er fühlte sich außer Stande, heute noch zu arbeiten, und als er an der Seitenstraße vorbeiging, wo Brezers wohnten, beschloß er, einen Augenblick bei ihnen einzutreten. Er hatte versprochen, die kleine Familie öfter zu besuchen, aber bisher noch nicht Wort gehalten.

Man begrüßte ihn, wie immer, mit Jubel, und wie immer klapperten die Nähmaschinen unermüdblich, fast fröhlich. Frida brachte eben auf einer großen Tablette den Kaffee mit den gestrichenen Butterbroden herein, und dieser Anblick heimelte ihn an. Damals, als er ebenso einfach gelebt, war er zwar nicht glücklich und zufrieden gewesen, aber sein Gewissen war rein, seine Seele war frei! Damals freilich quälte ihn die Sehnsucht nach etwas Höherem, nach etwas Besserem; und heute quälte ihn die Sehnsucht nach dem Frieden von damals. Welch' ein unglückseliger Thor war er!

„Thun Sie ganz, als wäre ich nicht hier,“ hatte er gelagt und sich an das Fenster gesetzt. Stumm brütend sah er zu, wie die Maschinen flogen, wie Frau Brezer an einem großen Tische zuschnitt, wie Frida das Kaffeegeschirr wegräumte. Wie zufrieden das Mädchen ausah!

Er stand wieder auf, um zu gehen. Frida begleitete ihn hinaus auf den Flur.

„Adieu, Fräulein Frida!“ sagte er herzlich.

Sie sah ihn eigenthümlich an aus ihren rehbraunen Augen. „Ich weiß nicht, Herr Möhring,“ sagte sie zögernd; „Sie sehen doch ganz und gar nicht so glücklich aus, als man glauben sollte. Sind Sie denn krank?“

Er schüttelte stumm den Kopf, aber er wich dem Blicke des jungen Mädchens aus. Ihm war, als könnten diese klaren, braunen Augen in seine Seele sehen.

Und Frida fuhr mit ihrer sanften Stimme fort: „Mir ist immer, Herr Möhring, als läge Ihnen etwas recht schwer auf dem Herzen. Aber seien Sie mir nicht böse, daß ich Ihnen das so in's Gesicht sage.“

Seine erste Regung war Schrecken gewesen. Trug er denn das Kainszeichen schon auf der Stirn? Konnte man ihm vom Gesichte ablesen, daß er eine geheime Schuld auf der Seele hatte?

„Ich habe viele Sorgen in dem neuen Geschäft,“ stotterte er.

„Wenn es nur wirklich weiter nichts wäre,“ sagte sie sanft, aber ungläubig lächelnd.

Und einen Augenblick lang erfaßte ihn der unsinnige Wunsch, Frida's Hände zu erfassen und ihr Alles zu gestehen. Ihm war, als würde ihm dann leichter werden, und dieses gute, sanfte Mädchen konnte ihm niemals zürnen.

Gleich darauf aber verwarf er den Gedanken als thöricht. Wie durfte er dieses fremde Mädchen in's Vertrauen ziehen, da er eine Braut hatte! Wie durfte er Frida's reine, kindliche Seele mit seinem Geheimniß belasten! Er senkte schwer auf.

„Ja, es lastet mir etwas schwer auf der Seele,“ sagte er dumpf. „Aber ich kann es Ihnen nicht sagen, wenigstens heute nicht.“

Er wandte sich zur Thür; sie schieden mit einem langen, warmen Händedruck.

„Das gute Mädchen ist mir zugethan,“

sagte er sich auf der Treppe. „Vielleicht mehr als Ottilie.“

Warum wohl nahm er dies an? Wie, wenn er doch den Muth faßte, sich Ottilien zu vertrauen? Vielleicht käme es zum Bruche! Vielleicht wandte sie sich von ihm ab? Vielleicht aber wäre sie hochherzig genug, ihm zu vergeben, und ihre Seelen würden sich endlich finden! Ob er den Muth finden würde?

Da ging ein Schutzmann an ihm vorbei und fixirte ihn. Er erschrak. Dann fluchte er seiner Thorheit, seinen peinlich erregten Nerven. Wie konnte ihn nur der bloße Anblick eines Polizisten erschrecken? Während er so über seine Lage nachgrübelte, kam ihm abermals ein Gedanke. Er wollte die gesundene Summe von zehntausend Mark den Armen spenden, um sein Gewissen zu entlasten. Die zehntausend Mark waren ihm jetzt nicht leicht entbehrlich, aber wenn es sich um eine sozusagen heilige Sache handelte, würde er sie aufbringen.

Schon war er in eine Droschke gestiegen, um zu seinem Anwalt zu fahren, um wegen der Flüssigmachung des Geldes zu berathen, da kam ihm ein neuer Gedanke.

Eine so unverhältnißmäßig große Spende an die Armen mußte auffallen und die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenken. Man würde sich mit seiner Geschichte beschäftigen, sich wundern, wie er so plötzlich ein reicher Mann geworden sei! Nein, das ging nicht an; er gab den Gedanken wieder auf.

Soeben kam er an der Straße vorbei, wo Elbes wohnten. Er ließ die Droschke halten und stieg aus. Was mochte wohl sein ehemaliger Kollege mit dem Gelde gemacht haben? Möhring war begierig, das zu erfahren. Elbe war jetzt noch in der Druckerei beschäftigt. Um so besser! Aber mit der jungen Frau konnte man sprechen. Und er stieg die drei Treppen zu ihrer Wohnung hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

Hermine Spieß.

(Mit Porträt auf Seite 361.)

Die ausgezeichnete Konzertfängerin, deren Porträt wir auf S. 361 bringen, ist im Jahre 1861 auf Löhbergerhütte bei Weilburg an der Lahn als Tochter des Hütten Direktors Spieß geboren. Von Kindheit an mit hervorragenden musikalischen Anlagen begabt, trat sie 1875 zum Zweck ihrer weiteren Ausbildung in das Bernhardt'sche Institut in Wiesbaden ein und besuchte gleichzeitig das Freudenberg'sche Konservatorium, studirte dann in Berlin italienische Gesangsmethode und erhielt endlich durch Julius Stöckhausen in Frankfurt am Main, den Altmeister deutscher Gesangskunst, ihre letzte Ausbildung. Vor die Öffentlichkeit trat Hermine Spieß zuerst im Mai 1881. Seitdem gilt sie als eine der hervorragendsten Konzertfängerinnen der Gegenwart. Auf weit ausgedehnten Kunstreisen, in Oratorien wie in weltlichen Konzertaufführungen, hat sie Hunderttausende hingerissen und entzückt durch ihr machtvolles Organ, die technische Vollendung ihrer Stimme, die Innigkeit und Tiefe ihrer Auffassung, das Feuer und die Begeisterung ihres Vortrags. — Die ebenso kräftige, als weiche Kontra-Altsstimme der Sängerin bewegt alle Herzen und reizt auch den kaltesten Zuhörer zur Bewunderung hin. Unterstützt wird die Künstlerin durch eine höchst feisende Erscheinung. Ihr Repertoire umfaßt die musikalische Literatur von Bach und Händel bis auf die Gegenwart.

Die Bayansi-Meger.

(Mit Bild auf Seite 364.)

Zu den interessantesten und begabtesten Völkern des Kongostaates gehören die Bayansi, ein Bantuvolk, das die Ufer des Kongostromes vom Äquator bis zur Mündung des Kwango bewohnt. Die Bayansi sind nicht nur fleißige Ackerbauer, sondern verstehen auch Töpferarbeiten, hölzerne Haushaltungsgeräthe und Möbel anzufertigen, sowie Eisen und anderer Metalle zu schmieden. In Sitten und Ge-

bräuen sind sie freilich noch völlige Barbaren, und Menschen- und Thieropfer sind bei ihnen an der Tagesordnung. Besonders grausam sind auch die Todengebränge beim Begräbnis eines Häuptlings. Wenigstens die Hälfte seiner Frauen und Sklaven muß einem solchen in den Tod folgen; die Frauen werden daher durch Erhängen, die Männer durch Enthaupten umgebracht. Ihre Köpfe dienen, auf Stangen gestellt, als Zierrath des Grabes. Ein solches Häuptlingsgrab der Bayansi-Neger stellt unser untenstehendes Bild dar. Es besteht aus einem kegelförmigen Erdhügel, der mit Ockerfarben bemalt und von einem kleinen Wall umgeben ist. Als ganz besonderer Schmuck gilt neuerdings ein über dem Grabe ausgepanneter, von europäischen Händlern für schweres Geld erwerbener Regenschirm. Um das Grab vor Zerflörung der tropischen Regengüsse zu sichern, wird es gewöhnlich auch noch mit einem Schuppen überbaut.

Uferscenerien, und zahlreiche bewaldete Inseln und Inselchen umspülend mit seinem klaren Wasser.

Von den Hütten beim Fort gehörte die größte dem alten Trapper Samuel Green, der mit einer Indianerin vom Stamme der Winnebago verheirathet war und zwei hübsche Töchter hatte. Was er nicht selbst brauchte von seiner Jagdbeute, die er heimbrachte, und von seiner Mais- und Kartoffelernte, das konnte er vortheilhaft im Fort verkaufen. Es befanden sich dort etwa zweihundert Mann Dragoner und Scharfschützen unter dem Oberbefehl des Majors Roger.

Zur Herbstzeit war es, im Septembermonat, mit den buntesten Farben herrlich geschmückt Prairie und Wald. Seitwärts von seiner

„Ja, das könnt ihr freilich. Aber wo habt ihr das Geld gelassen für eure Felle?“

„Nun, alter Samuel,“ sagte George, „Ihr wißt doch recht gut, daß es noch keine Sparkasse gibt in dieser einsamen Wildniß.“

„Da haben wir unser Geld also anders angelegt,“ fügte Paul hinzu.

„Hm!“ brummte der Alte. „Berthan, verjubbelt, vertrunken, verspielt habt ihr's in der Kantine des Marketenders im Fort.“

„Vater Samuel,“ sprach George heiter, „als Ihr ein junger Springinsfeld waret, da habt Ihr es gerade ebenso gemacht.“

Green paffte eine Minute lang nachdenklich aus seiner Pfeife und sagte dann: „An und für sich habe ich nichts gegen euch einzuwenden; also will ich euch wohl als Schwieger-söhne haben —“

„Bravo, Vater Samuel,“ rief George, „wann soll die Hochzeit sein?“

„Hurrah!“ schrie Paul. „Ich schlage vor: übermorgen!“

„Das ist doch zu früh,“ sagte Susanne. „Da gibt es vorher noch so viel zu thun.“

„Wir müssen zunächst doch die Aussteuer besorgen,“ meinte Esther.

„Da hört ihr's,“ sagte Green. „Meine lieben Mädchen denken vernünftiger, als ihr beiden Brautköpfe. Ich will euch was sagen, George und Paul: macht einen guten Jagdzug, verdient Jeder sechshundert Dollars und dann —“

„Alle Hagel! Da müßten wir sehr viele Biber fangen!“ rief Paul.

„Macht nichts!“ sagte George. „In acht Wochen werden wir das Geld haben. Ich meine, wir ziehen nach dem geheiligten Grund der Indianer, wo sie selbst niemals Jagden abhalten.“

„Du meinst, nach dem Manituhügel?“

„Ja, wo die durch Flußläufe miteinander verbundenen drei kleinen Seen liegen mit den schönsten, bisher niemals gestörten Biberkolonien.“

„Aber dort ist noch niemals ein Trapper gewesen.“

„Doch, der Skalpirte ist dagewesen, Hubert Ridley, als er vor zwei Jahren lange Zeit Gefangener bei den Siour war.“

„Er hat aber seinen Skalp bei den Siour gelassen und entrann nur mit genauer Noth dem Tode am Martyrpfahle,“ bemerkte Paul.

„Du mußt verrückt sein, George!“ rief Green. „In den neutralen Grund der Indianer einzudringen, ist sehr gefährlich. Die Rothhäute würden in furchtbare Wuth gerathen.“

„Ich habe mit Hubert darüber gesprochen, und er meinte, daß der Zeitpunkt jetzt sehr günstig sei für eine solche Unternehmung, da die Chippeways im Norden, die Siour im Westen, die Omahas und Pottowatomies im Süden alle jetzt über den Missouri-Strom gezogen sind, um Büffel zu jagen.“

„Dann ist die Unternehmung allerdings möglich,“ sagte der alte Trapper. „Wenn Hubert die Führung übernehmen wollte, so wäre ich geneigt, mich sogar selbst an dem Jagdzuge zu betheiligen.“

Der Vertrag von Nymphenburg.

(Mit Bild auf Seite 365.)

Kurfürst Karl Albrecht von Bayern hatte die Erzherzogin Maria Amalia von Oesterreich, die Tochter Kaiser Joseph's I. geheirathet, und erhob daher beim Ableben Kaiser Karl's VI., der keine männlichen Leibeserben hinterließ, Anspruch auf die österreichischen Erblande.

Diese Streitigkeit zwischen Bayern und Oesterreich zur hellen Flamme anzufachen, waren die Franzosen, die bis zur Gründung des neuen deutschen Reiches stets eine verhängnißvolle Rolle in Deutschlands inneren Angelegenheiten gespielt haben, äußerst geschäftig, und der Versailles Hof sandte alsbald den Marschall Belle-Isle nach München, um Karl Albrecht Frankreichs Unterstützung durch Geld und Truppen gegen Oesterreich anzubieten. Am 8. Mai 1741 versammelten sich in dem eine Stunde von München gelegenen Schlosse Nymphenburg, unter Vorsitz des Kurfürsten, die französischen Unterhändler und die kurfürstlichen Räte, um jenen Vertrag zwischen Bayern und Frankreich abzuschließen, der nach dem Schlosse Nymphenburg seinen Namen erhalten hat. Da aber der deutschgesinnte Kanzler Karl Albrecht's einen solchen Vertrage zuwider war, hatte man ihn durch eine Intrigue ferngehalten. Im letzten Augenblick erschien er aber noch, und da ihm der Eintritt in den

Berathungs-saal verwehrt wurde, stieß er von draußen ein Fenster ein (siehe das Bild auf S. 365) und rief: „Nicht unterschreiben, Durchlaucht! Trauen Sie diesen Franzosen nicht!“ — Des Kanzlers Warnung blieb leider unbeachtet, der Kurfürst schloß den „Vertrag von Nymphenburg“, ergriff die Waffen gegen Oesterreich und ward am 24. Januar 1742 sogar als Karl VII. zum deutschen Kaiser gewählt. Als er jedoch schon am 20. Januar 1745 starb, mußte sein Sohn und Nachfolger, Maximilian II. Joseph, im Vertrage zu Füßen auf alle österreichischen Erbansprüche Verzicht leisten.

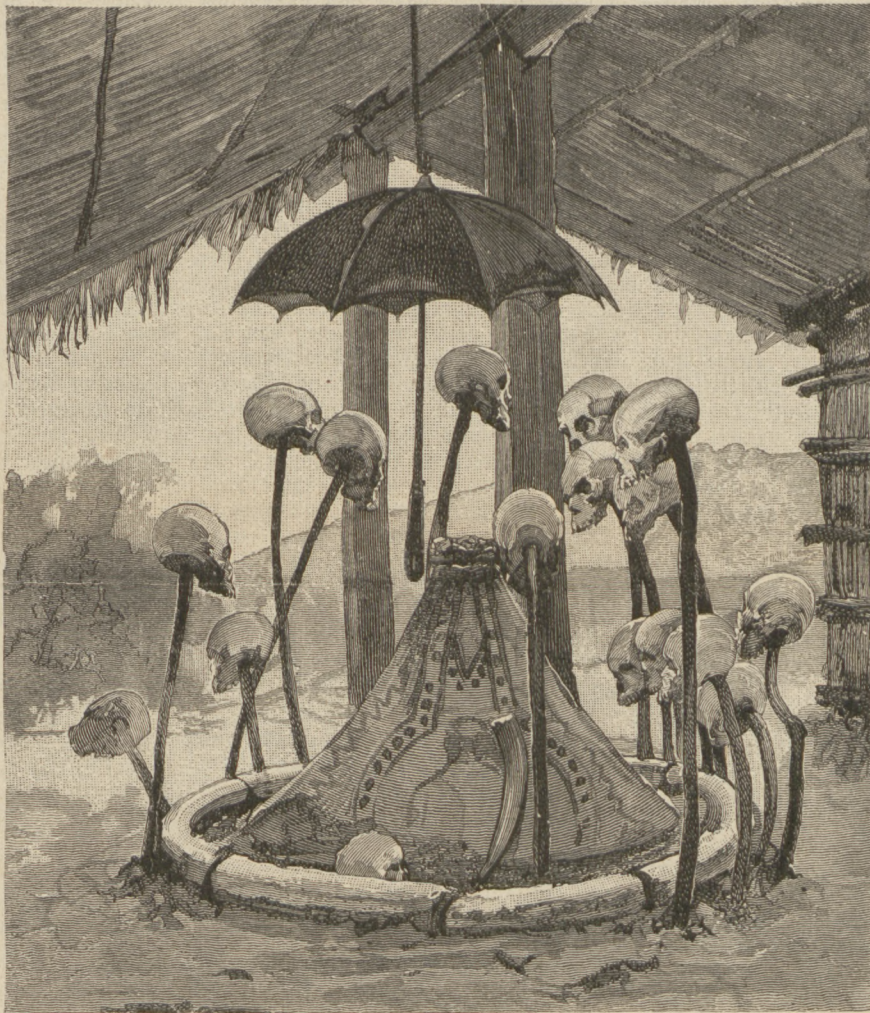
Der Manituhügel.

Erzählung aus Minnesota.

Von Felix Liska.

(Nachdruck verboten.)

Vor Jahren, als die Gegenden am oberen Mississippi noch wenig besiedelt waren, hatten sich einige Trapper vor den Erdwällen und Palissaden des Forts Snelling am westlichen Ufer des „Vaters der Ströme“ ihre Hütten erbaut. Dort erscheint der Mississippi in seinem schönsten Schmucke, fluthend durch liebliche



Grabstätte eines Häuptlings der Bayansi-Neger. (S. 364)

Hütte saß Green auf der Gartensenz und rauchte seine kurze Pfeife. Drinnen war seine Frau mit der Zubereitung des Abendessens beschäftigt, und seine kleinen Töchter Susanne und Esther schüttelten im Garten von einem Pflaumenbaum die letzten reifen Früchte ab.

Plötzlich flogen zwei junge Männer über die Fenz und liefen zu den Mädchen. „Wir wollen euch helfen!“ riefen sie lustig. Und sie schüttelten gewaltig den Baum.

„Genug, genug!“ riefen die Mädchen, und die Früchte wurden mit Scherzen und Lachen in das Körbchen gesammelt.

Samuel Green sah sich um und sprach: „Ah, ihr seid's, George und Paul Wyatt? Lauft ihr schon wieder meinen Mädchen nach?“

„Natürlich, Vater Samuel! Wir wollen sie ja heirathen.“

„Taugenrichte seid ihr, habt keinen ganzen Dollar in den Taschen!“

„Sind wir nicht tüchtige Trapper? Können wir nicht Biber fangen und Bären schießen?“



Die Unterzeichnung des Vertrages von Nymphenburg. (S. 364)

„Das wäre herrlich, Vater Samuel! Wir nehmen noch Patrit O'Brien und Allan Rye mit. Paul, laufe geschwind und hole Hubert Ridley her!“

„Laufe Du selbst, George! Ich habe noch sehr Wichtiges mit Esther zu sprechen.“

„Es ist nicht nöthig,“ sagte Green. „Drüben geht Ridley gerade nach seiner Hütte. — Hallo, Freund Hubert! Auf ein Wort!“

Der Angerufene wandte sich um und ging auf die Gruppe zu. Es war ein kräftiger Mann von etwa dreißig Jahren, dessen Anzug noch indianischer aussah, als das Kostüm der anderen Trapper. Sein Antlitz, von einem schwarzen Barte eingefasst, war von krankhafter Blässe, wohl infolge davon, daß er einst von einem Siourkrieger skalpirt worden war. Deshalb trug er beständig eine Otterfellmütze.

„Hubert, ist es richtig, daß die Siour auf die Büffeljagd ausgezogen sind?“ fragte Green.

„Das ist wahr,“ versetzte der Skalpirte.

„Würdet Ihr die Führung eines Jagdzuges übernehmen nach dem neutralen Grund der Rothhäute bei dem Manituhügel?“

Hubert Ridley zögerte eine Weile mit der Antwort, dann sagte er: „Ich habe eigentlich gelobt, niemals wieder das Land der Siour zu betreten.“

„Das glaube ich wohl, Hubert, nach den bitteren Erfahrungen, die Ihr dort gemacht habt. Aber wir wollen ja nur bis zur Grenze des Siourlandes ziehen, welches, so viel mir bekannt, gleich hinter dem neutralen Grund beginnt. Ist's nicht so?“

„Ja, hinter der langen Hügelkette, die den neutralen Grund im Westen begrenzt, ist das Siourgebiet. Im Norden ist der Gelbe Medicinfluß, im Süden der Rothe Pfeifenthonbach, wo aus den Uferhöhlen die Indianer aller Stämme das Material zu ihren Kalumets holen. In der Mitte des neutralen Grundes, einige Meilen östlich von dem langen Hügelwall, erhebt sich wie ein vorgeschobener Posten auf der Prairie und zwischen den kleinen Seen der zerklüftete Manituhügel, welchen nur die Medicinmänner oder Zauberer der Stämme betreten dürfen.“

„Wißt Ihr die Ursache, weshalb dieser Hügel dem großen Geiste geweiht ist?“

„Als ich bei den Siour gefangen war und deren Sprache erlernt hatte, erfuhr ich Allerlei darüber von Ogima.“

„Wer ist Ogima?“

„O, das thut nichts zur Sache,“ versetzte ausweichend Hubert. „Genug, ich erfuhr, daß es in einer Schlucht des Manituhügels merkwürdige Höhlen und Höhlengänge gibt, in welchen der beständige Luftzug ein eigenthümliches Geräusch erzeugt, das zuweilen wie geheimnißvoller Gesang, zuweilen wie leiser Orgelton klingt, was einen seltsam ergreifenden Eindruck auf das menschliche Gemüth macht, so daß die Indianer wohl dadurch auf den Gedanken gerathen sind, der Hügel sei ein geheiligter Ort des großen Geistes.“

„Und dort in den kleinen Seen und Flußläufen haufen wirklich so viele Biber?“

„Sehr viele. Die Rothhäute haben die Thiere niemals gestört.“

„Es wäre also jetzt da ein gutes Geschäft zu machen?“

„Ein sehr gutes.“

„So theiligt Euch doch an dem Zuge, Freund Hubert!“

Der Skalpirte bedachte sich wieder längere Zeit und schien innerlich mit sich zu kämpfen; dann sprach er: „Wohl, ich bin dazu bereit! Ich habe ja die Absicht, diese Gegend bald ganz zu verlassen und nach den östlichen Staaten zu ziehen. Da kann ich also eine größere Summe Geldes wohl gebrauchen.“

„Wie weit ist's bis zu dem geheimnißvollen Hügel?“

„Bis fünf Tagemärsche.“

„Wann brechen wir auf?“

„Morgen mit Sonnenaufgang denke ich,“ sagte der Skalpirte.

Alle waren damit einverstanden und trennten sich, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Patrit O'Brien und Allan Rye waren gern bereit, sich an dem großen Gewinn versprechen den Jagdzuge zu betheiligen.

Am folgenden Tage versammelten sich Alle in der Frühe bei der Behausung des alten Green, bestiegen ihre Pferde, und ritten die offene Prairie hinaus gerade gen Westen.

Nach einigen Stunden passirten sie einen Fluß, den sie drei Tage später noch einmal kreuzen mußten, als sie dem Ziele sich näherten.

Auf der Prairie, über die sie ritten, einer der schönsten Nordamerika's, wo viele kleine Seen und Teiche wie Diamanten in grüner Einfassung im Sonnenlichte glänzen, war es ganz einsam. Kein einziger Indianer ließ sich blicken.

Als sie abermals den Fluß durchwatet hatten, gelangten sie bald auf den geheiligten Grund der Rothhäute.

Vor ihnen im Westen tauchte wie ein ungeheurer Wall eine bewaldete Hügelkette auf und vor derselben — zwischen den kleinen Seen, wo die Biber hausten — ragte der zerklüftete, phantastisch gestaltete Manituhügel tausend Fuß hoch aus der Ebene empor, zum Theil nur fahler Felsen, zum Theil mit Gras und Gebüsch bewachsen.

Es war in der Abendzeit, als sie dort anlangten.

„Wo sollen wir unser Lager aufschlagen?“ fragte Green. „Auf der offenen Prairie oder auf dem Hügel?“

„Ei,“ rief Paul, „wenn der Berg Höhlen enthält, so schlage ich vor, daß wir eine passende davon zur Wohnung auswählen!“

„Was ist Eure Meinung, Hubert?“ fragte der alte Trapper.

„Ich theile Paul's Ansicht,“ antwortete der Skalpirte. „Verborgen in einer Höhle sind wir des Nachts völlig sicher, wie ich glaube.“

„Sei es denn!“

Und sie ritten auf den Hügel zu, um eine passende Stelle zu suchen. Bald entdeckten sie, was sie brauchten.

An der südlichen Seite sahen sie eine große Höhlung zwischen den Büschen. Davor war ein Grasfleck mit einer Wasserquelle, wo sie ihre Pferde grasen ließen. Dann gingen sie in die Höhle, die sich tief in den Hügel hinein erstreckte. Eine Laterne zündeten sie an, konnten aber beim Schimmer derselben nichts Auffallendes bemerken. Viele Kalksteintrümmer lagen da umher. In einer Ecke sickerte klares Wasser durch eine Ritze und bildete einen natürlichen Brunnen. Jedenfalls war die Höhle ein vor Sturm und Regen gut geschützter Zufluchtsort. Hoch oben waren Spalten und Ritze im Felsen, durch welche stetig Luft von außen eindrang und jenes seltsame Geräusch, das wie ferner Orgelton oder wie leise Meolscharfennusik klang, erzeugte. Sie schlugen also dort ihr Lager auf, schlepten Buschwerk herbei und zündeten ein Feuer an. Einer hielt Wache, in dem die Anderen ruhten.

Am folgenden Morgen begannen sie eifrig die Biberjagd. Die Thiere, welche ihre kunstvollen Dämme in die Flußläufe und kleinen Seen hinausgebaut hatten, waren anfänglich so wenig scheu, daß eine große Anzahl durch wohlgezielte Schüsse erlegt werden konnte. Dann aber wurden sie furchtbarer und zogen sich bei jeder Annäherung vorsichtig in ihre Wasserburgen zurück. Die Trapper stellten nun ihre Fallen auf, die gute Ausbeute lieferten. So vergingen drei Wochen.

„Vater Samuel,“ sagte Paul eines Abends, „wir haben nun schon so viele Biberfelle beisammen, daß auf Jeden sicherlich über sechshundert Dollars an Werth kommen werden. Also denke ich, wir könnten nun wohl heimziehen.“

„Du sehnst Dich wohl nach Deiner Esther?“ fragte lächelnd der alte Trapper.

„Ja, über alle Maßen!“

„Und Du, George?“

„Ich träume Tag und Nacht von meiner geliebten Susanne!“

„Ich wünschte auch, daß wir recht bald aufbrächen, da wir unseren Zweck erreicht und so viele Biberfelle beisammen haben, als unsere Pferde ohne Beschwerlichkeit zu tragen vermögen,“ sagte Hubert Ridley.

„Nun, dann wollen wir morgen uns auf den Rückweg nach dem Fort machen,“ sprach der alte Trapper.

„Ja, morgen!“ riefen Alle.

In der Nacht hielt Paul die zweite Wache. Es war gegen ein Uhr. Er saß am Höhleneingang, spähte hinaus in die mondbeglänzte Nacht und dachte an Esther.

Plötzlich sah der junge Mann auf dem Grasfleck, wo die Pferde sich befanden, dunkle Gestalten hin und her huschen. Er stieß einen Schrei aus, rannte in die Höhle und weckte eilends die Gefährten aus dem Schlaf mit dem Schreckensruf: „Die Indianer sind da!“

In einem Augenblick waren Alle munter und griffen nach ihren Gewehren. Als sie dann nach vorn gingen und hinausspähten, sahen sie, wie auf der Prairie Wachtfeuer im weiten Umkreis angezündet wurden.

„Es sind jedenfalls Siour,“ sagte der Skalpirte.

„Haben sie unsere Anwesenheit entdeckt?“ fragte George.

„Nun, das versteht sich,“ versetzte Paul.

„Unsere Pferde haben sie schon weggetrieben.“

„Dann sitzen wir hier recht bedenklich in der Falle,“ murmelte Green.

Ein Indianer mit einem lodernnden Feuerbrand in der Hand näherte sich. Nach dem phantastischen Aufpuß zu schließen, war es ein Medicinmann der Siour.

„Soll ich ihn niederschließen?“ fragte Paul.

„Nein,“ antwortete Hubert. „Er hat uns ohne Zweifel etwas zu sagen.“

Der Zauberer blieb draußen stehen, schwang drohend seinen Feuerbrand und hielt eine Anrede in den Rehlönen der Sioursprache. Dann ging er fort.

„Was meinte der alte Bursche?“ fragte George.

„Nichts Tröstliches. Er sagte, wir wären weiße Teufel, Räuber und Diebe, wir hätten frech das Heiligthum Manitu's geschändet, deshalb müßten wir Alle sterben. Unsere Spuren und Fallen hätten sie entdeckt und unsere Pferde weggenommen; wir wären nur zu Sechsz, sie aber hätten zweihundert Krieger. Wir sollten hinauskommen auf die Prairie, wenn wir tapfere Männer wären und nicht feige Weiber. Wären wir aber feige Weiber, so würden sie uns hier belagern und aushungern; denn den Siourkriegern sei nicht erlaubt, den Hügel des großen Geistes zu betreten. Die Medicinmänner würden nachher unsere Leichen heraus schleppen, die den Krähen und Geiern zum Fraße dienen sollten.“

„Was ist da nun zu thun?“ fragte Green.

„Wenn die rothen Krieger nicht in die Höhle dringen dürfen, so sind wir hier ja vorläufig in Sicherheit. Trintwasser fehlt uns nicht. Mit Schießbedarf sind wir noch reichlich versehen. Aber Mundvorrath haben wir höchstens für eine Woche. Was dann, wenn nichts mehr zu essen da ist?“

„Wir müssen hinaus auf die Prairie und uns durchschlagen!“ rief Paul.

„Unmöglich! Es würde Keiner von uns mit dem Leben davon kommen. Die Uebermacht ist zu groß.“

„Dann müssen wir uns durchzuschleichen suchen.“

„Die Siour sind äußerst wachsam,“ versetzte der Skalpirt.

„Aber Ihr, Hubert, seid lange bei den Rothhäuten gewesen und kennt alle ihre Listen,“ sagte Green. „Wenn Einer sich durchzuschleichen vermag, so seid Ihr das, meine ich. Ihr müßt Hilfe vom Fort holen. Unterdessen harren wir hier aus, und wenn wir doch überfallen werden sollten, werden wir uns mit unseren guten Büchsen verteidigen.“

Kidley erklärte sich nach kurzer Ueberlegung bereit zu dem Wagemuth. „Erwischen mich die Siour, so bin ich verloren,“ sagte er. „Komme ich aber glücklich durch ihre Wachen, so werde ich euch retten, Freunde. Ich nehme nur mein Messer mit, die Büchse ist mir nur hinderlich.“

Nachdem er seine Vorbereitungen getroffen, schlich er aus der Höhle und in das dicke Gebüsch hinein, wie eine Schlange am Boden vorwärts kriechend, bis er unten im hohen Prairiegrafe war.

Die Wachtfeuer der Siour brannten in Abständen von etwa zweihundert Schritten. Bei jedem standen einige Rothhäute und dazwischen gingen andere ab und zu.

Kidley hob den Kopf ein wenig, spähte vorsichtig umher, paßte den günstigen Augenblick ab, kroch gewandt zwischen zwei Feuern durch die Kette der indianischen Wachen hindurch und so lange weiter, bis er sich sicher glaubte. Als er sich umblühte, sah er nur noch wie röthliche Lichtpunkte die Wachtfeuer durch den nächtlichen Nebel schimmern. Er mochte einige hundert Schritte schnell gehend zurückgelegt haben, da vernahm er ein Geräusch und sofort warf er sich wieder nieder. Als er dann behutsam spähte, entdeckte er einen Trupp von zehn bis zwölf Pferden auf der Prairie, sah aber keine Wachen dabei. Sich eines Pferdes zu bemächtigen, war natürlich sein erster Gedanke. Er kroch also dorthin, richtete sich auf und legte die Hand auf den Hals eines Hengstes. In dem Augenblick, da er sich aufschwingen wollte, hörte er hinter sich einen Ruf.

Er wandte sich um und sah einen schlanken Siourknaben von etwa fünfzehn Jahren vor sich, der sich aus dem Grase, in welchem er gelegen hatte, aufrichtete.

„Minojscha!“ murmelte der Skalpirt und wurde geisterbleich.

„O Hubert, Du bist es,“ sagte der Knabe.

„Schändlicher, Du hast meine Schwester Ogima verrathen! Rettete sie Dir nicht das Leben, von Mitleid ergriffen? Du warst schon skalpirt und dem Tode geweiht, als Ogima Dir half, Dich pflegte, Dich heilte, Dich zum Manne erkor und Dich liebte. Und dann hast Du sie verlassen, ohne Grund, ohne Ursache, wie ein feiger Undankbarer!“

„Minojscha,“ versetzte Kidley ebenfalls in der Sioursprache, „ich gehöre nicht zu den rothen Männern, deshalb ging ich wieder zu meinen weißen Brüdern.“

„Und Ogima, die Dich liebte, ist von bösen Geistern besessen!“ rief der Knabe. „Du hast ihren Geist verwirrt, Du hast sie krank gemacht! Ich bitte Dich, kehre zurück zu Ogima! Dann wird sie gewiß wieder fröhlich und gesund werden.“

„Es kann nicht sein,“ murmelte der Skalpirt finster.

„Du willst nicht?“

„Nein, Minojscha.“

„Du sollst! Du mußt!“

„Wer will mich zwingen?“

„Ich! Ich brauche nur zu schreien, so —“

Der Skalpirt umklammerte blitzschnell mit

der linken Faust den Hals des jungen Siour, ehe dieser seine Drohung wahr zu machen vermochte, und stieß ihm mit der Rechten das Jagdmesser in die Brust.

Röchelnd sank Minojscha in's Gras.

Hubert Kidley schwang sich auf das Pferd und galopirte davon. Und es war ihm nun, als würde er gejagt von den Dämonen des bösen Gewissens.

„Es thut mir leid um den armen Burichen,“ murmelte er. „Aber ich konnte nicht anders handeln! Die Freunde muß ich ja retten!“

Als der Tag graute, hatte er schon viele Meilen zurückgelegt. Er gelangte an e'nen kleinen See, stieg vom Pferde, ließ dasselbe trinken und dann grasen. Nach zwei Stunden ritt er weiter.

Da gewahrte er undeutlich am Horizonte Gestalten, die sich bewegten. Es waren offenbar indianische Reiter.

Sofort trieb er sein Pferd an und jagte in wilder Hast vorwärts, einem kleinen Gain von Lebenszeichen am Ufer eines Baches zu. Plötzlich aber sah er über den Baumwipfeln eine dünne Rauchsäule aufsteigen. In dem Glauben, daß dort Rothhäute lagerten, wollte er sich nun rasch nach südlicher Richtung wenden, als er zu seiner Ueberraschung ein Trompetensignal vernahm. Er stieß einen Freundschaftsruuf aus und ritt auf das Wäldchen zu.

Noch hatte er dasselbe nicht erreicht, als ein Trupp Dragoner und berittener Scharfschützen zum Vorschein kam.

Es war ein Theil der Besatzung von Fort Snelling, ein Trupp von 120 Soldaten, mit welchen Major Roger, um die Leute an den Prairiedienst zu gewöhnen, einen Ritt nach Westen gemacht hatte.

Die indianischen Verfolger entdeckten mit ihren scharfen Augen die Soldaten und zogen sich sogleich zurück.

Kidley ließ sich zu Major Roger führen. Als dieser vernahm, um was es sich handelte, war er alsbald bereit, den bedrängten Trappern beizustehen.

Nach einer Stunde war die militärische Macht auf dem Marsche nach dem Manituhügel. Als sie dort anlangten, zogen die Siour sich nach der Hügelfette im Westen zurück. Die Belagerten, welche eine so baldige Rettung nicht erwartet hatten, kamen jubelnd aus der Höhle zum Vorschein.

Der Major wollte nicht länger auf dem neutralen Grund der Indianer verweilen, als nöthig, denn er befürchtete, daß Tausende von Rothhäuten bald herbeiziehen würden, und trieb deshalb nach kurzer Zeit die Leute zum Aufbruch an.

Mit den Trappern ging er auf die Prairie hinaus zu einem Dragonertrupp, der eine Anzahl Pferde der Indianer eingefangen hatte. Green und dessen Gefährten suchten die sechs besten aus.

Es war nahe an dem Platze, wo Minojscha liegen mußte. Kidley ging dorthin, um nachzusehen, ob die Leiche noch da sei.

Der leblose Körper des jungen Indianers lag allerdings noch da im Grase, aber daneben sah niedergekauert eine Indianerin, die bei der Annäherung des Skalpirtens aufstand und ihm entgegengrat mit einem blitzenden Messer in der Hand.

„Ogima!“ ächzte er bebend.

„Ja, ich bin's!“ versetzte sie in den tiefen Kehllauten ihrer Sprache. „Minojscha war noch nicht ganz todt, als wir ihn fanden; er lebte noch einige Stunden und hat uns Alles gesagt. Du Schändlicher! Meinen Bruder hast Du ermordet! Mich, die Alles für Dich gethan, hast Du verlassen! So stirb nun, Verräther, wie Du es verdienst!“

Wie eine Tigerin sprang sie auf ihn zu

und stieß ihm das Messer in die Brust. Der Skalpirt sank nieder.

Einige Dragoner und die jüngeren Trapper liefen herbei und wollten die Indianerin niederschlagen.

Da erhob sich der Sterbende mit letzter Kraft ein wenig und stammelte: „Laßt sie in Frieden! Fügt ihr kein Leid zu! Ich habe ihren Bruder getödtet! Und ich habe sie verlassen — und sie ist mein Weib!“ Dann sank er zurück und verschied.

Erschütterter verließen die Trapper und die Soldaten die Stätte. Hinter sich hörten sie noch seltsame Laute. Es war Ogima, die zwischen der Leiche ihres rothen Bruders und der Leiche ihres weißen Mannes niedergekauert darsaß und in den schauerlichen Tönen des Wahnsinns eine wilde indianische Todtenklage sang!

Unter dem militärischen Schutze gelangten die Trapper wohlbehalten mit ihrer Jagdbeute nach Fort Snelling zurück, wo alsbald die Brüder Wyatt mit Susanne und Esther Hochzeit feierten.

Die jungen Leute gaben das Jägerleben auf und widmeten sich dem ruhigeren Betriebe der Landwirtschaft, als der Bezirk nach und nach von zahlreichen Ansiedlern aufgesucht wurde. In der Nähe ihrer Farmen entstand später die Stadt St. Paul, jetzt die Hauptstadt des mächtig aufblühenden Staates Minnesota.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Oberst Lumpus. — Während des dreißigjährigen Krieges wurde bei der bairischen Armee im holländischen Fußregiment ein Soldat durch den Glücksfall einer reichen Beute berühmt. Er war längere Zeit Oberfanonier gewesen, kurz vor dem Frieden war er lieberlicher Streiche halber zur Pike heruntergekommen. Dieser Gesell hatte im Treffen bei Herbsthausen ein Faß mit französischen Dublonen erbeutet, so groß, daß er es kaum forttragen konnte. Darauf entfernte er sich heimlich vom Regiment, staffirte sich wie ein Prinz heraus, kaufte eine Kutsche und sechs schöne Pferde, hielt mehrere Lafaien, Pagen und einen Kammerdiener in schöner Livree, und nannte sich selbst mit düsterem Humor „Oberst Lumpus“. So reiste er nach München und lebte dort herrlich und in Freuden in einer Herberge. Zufällig kehrte General v. Holz in derselben Herberge ein, hörte durch den Wirth viel vom Reichthum und Rang des Obersten Lumpus, und konnte sich doch nicht erinnern, jemals unter den Offizieren der Armee diesen Namen gehört zu haben. Deshalb trug er dem Wirth auf, den Fremden zum Abendessen zu sich einzuladen. Oberst Lumpus nahm die Einladung an, ließ beim Konfekt in einer Schüssel 500 neue französische Goldstücke und eine Kette von 100 Dukaten Werth auftragen und sagte dabei zum General: „Mit diesem Traktament wolle Euer Excellenz vorlieb nehmen und meiner dabei bestens gedenken!“

Der General v. Holz sträubte sich, aber der freigebige Oberst drängte ihn zur Annahme. „Bald wird die Zeit kommen,“ sagte er, „wo Euer Excellenz selbst erkennen werden, daß ich diese Verehrung zu thun obligirt war. Die Schenkung ist nicht übel angelegt; denn ich hoffe alsdann von Euer Excellenz eine Gnade zu erhalten, die keinen Pfennig kosten soll.“

Darauf nahm der General nach damaliger Sitte Kette und Geld „mit courtoisen Promessen, solches vorkommenden Falls zu remuneriren.“ — Der General reiste ab, und der falsche Oberst lebte und schwelgte fort.

Wenn er bei einer Wache vorüberfuhr, traten die Soldaten ihm zu Ehren in's Gewehr, und er warf ihnen dann ein Duzend Thaler zu. In sechs Wochen war sein Geld zu Ende. Da verkaufte er Kutsche und Pferde, darauf Kleider und Weibzeug und vertrank Alles. Die Diener entließen ihm, und zuletzt besaß er nichts mehr, als was er auf dem Leibe trug. Da schenkte ihm der Wirth, der viel an ihm verdient, 50 Thaler Reisegeld. Der vermeintliche Oberst aber blieb, bis auch das verzehrt war. Wieder gab ihm der Wirth 10 Thaler als Beihgeld. Der beharrliche Schwelger antwortete je-

doch, wenn es Zehrgeld sein sollte, wolle er es lieber bei ihm, als bei einem Anderen verzehren. Als auch das verthan war, opferte der Wirth noch 5 Thaler, verbot jetzt aber seinem Gesinde, dem Verschwender etwas dafür zu verabsolgen. Jetzt endlich verließ „Oberst Lumpus“ die Herberge und ging in die nächste, wo er die 5 Thaler verbrant. Darauf trollte er nach Heilbronn zu seinem Regiment. Dort wurde er sogleich in Eisen geschlossen und mit dem Galgen bedroht, weil er auf so viele Wochen vom Regiment entwichen war. Da ließ er sich zu seinem General führen, stellte sich ihm vor und erinnerte ihn an den Abend in der Herberge, und als ihm der General einen scharfen Verweis erteilte, gab er zur Antwort: „Ich habe mein Lebtag nichts so sehr gewünscht, als zu wissen, wie einem großen Herrn zu Muthe ist, und dazu habe ich meine Beute benutzt!“ Für sein damaliges Geschenk ward er nun wenig-

stens wieder zum Oberkanonier befördert, der Name „Oberst Lumpus“ aber blieb ihm. [C. R.]
Frau v. Maintenon und Louvois. — Die heimlich im Jahre 1686 geschlossene Ehe Ludwig's XIV. mit der schönen Frau v. Maintenon öffentlich anerkannt zu sehen, war der Letzteren eifrigstes Streben. Der Herzog du Maine und der berühmte Bossuet arbeiteten dafür mit allen Kräften, der König wankte, aber sein Minister Louvois gab den Ausschlag. Er mußte sich für alle Niederlagen, die er durch die Maintenon erlitten, rächen. Er eilte mit dem Erzbischof von Paris, Harley, zum Könige und warf sich ihm zu Füßen. Er beschwor ihn, diese Heirathserklärung nicht zu veröffentlichen. Der König hatte alle seine Diener fortgeschickt, aber ein Theil derselben hatte sich dergestalt postirt, daß sie die ganze Scene sehen konnten, weil in einem großen Spiegel sich der Auftritt darstellte, und dieser Spiegel hing der Thür

gegenüber; ebenso gut hörte man jedes Wort, und von der Stunde an erhielt man Gewißheit wegen der Heirath. Der König wurde zornig, Louvois ließ sich nicht einschüchtern; als Ludwig ihn zur Seite schob, um, neben ihm vorbeigehend, aus der Thür zu schlüpfen, zog Louvois den Degen, reichte ihn dem Monarchen und rief: „Sire, tödten Sie mich, damit ich nicht erlebe, daß mein König sein Wort bricht.“ Ludwig trat bebend zurück, er stampfte mit dem Fuße und ging wieder vorwärts, aber Louvois hatte die Kühnheit, ihn beim Rocke festzuhalten und in die Worte auszubrechen: „Sie können eine Almosenempfängerin der Frau v. Montespan nicht öffentlich zur Königin von Frankreich machen.“ Mit diesem Worte hatte Louvois mehr gewagt, als ein Mann, der durch eine brennende Pulverkammer schreitet; er wagte, er gewann. Der König gab in der That nach und brach sein Wort, daß seine Heirath für

Humoristisches.



Sehr einfach.

Hauptmann: Einjähriger Lehmann, wie kam es, daß ich Sie gestern hinter einem Baume in Civil sehen mußte?
 Einjähriger: Herr Hauptmann, weil der Baum nicht dick genug war.



Die Wißbegierige.

Gnädige Frau: Sie sind erst einige Wochen hier, Nanni, und werden über Manches noch nicht recht klar sein. Wenn Sie also etwas wissen wollen, so fragen Sie nur.
 Hausmädchen: Recht gern! Gnädige Frau, sagen's nur, macht Ihnen der Herr Lieutenant v. Bobitz auch die Cour?

immer ein Geheimniß bleiben sollte, nicht. Er wiederholte vielmehr sein Versprechen. Louvois triumphirte, aber schon eine Stunde darauf wußte die Marquise v. Maintenon den Verlauf der ganzen Scene und jedes dabei gesprochene Wort. Die Anstrengungen, ihr Ziel zu erreichen, blieben fruchtlos. Aber sie rächte sich zunächst dadurch, daß sie den König mit Louvois dergestalt entzweite, daß Ludwig, sich selbst vergessend, wenige Tage später in einer Sitzung die Kohlschaukel gegen den Minister erhob. Am 16. Juli 1691 wurde die Marquise plötzlich und unerwartet von diesem Feinde befreit. Louvois starb am Schlagflusse. Gerüchte seltsamer Art verbreiteten sich. Saint-Simon versichert in seinen bekannten Memoiren, man habe bei der durch den Doktor Maréchal vorgenommenen Leichensöffnung Gift gefunden. Der Minister, ein vollblütiger Mann, trank viel Wasser und hatte stets eine damit gefüllte Flasche in seinem Zimmer stehen. Kurze Zeit vor seinem jähen Ende war ein Frotteur im Zimmer beschäftigt gewesen. Man verhaftete ihn; er hatte aber kaum vier Tage im Gefängniß gefessen, als er im Namen des Königs freigegeben ward. Zugleich erschien der Befehl: alle Akten der Voruntersuchung in's Feuer zu werfen und den ganzen Prozeß einzustellen. „Ich weiß nicht, ob es eigentlich wahr ist,“ schreibt die Herzogin von Orleans, „daß die Maintenon den Louvois hat vergiften lassen, aber es ist gewiß, daß er vergiftet worden ist. Louvois war ein böser Satan, der weder Gott noch Teufel fürchtete, aber das muß man sagen: seinem König hat er wohl gedient.“ [A. B.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 47.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 45:
 Soll das Kleine je werden groß, so muß es sich rühren und regen.

Charade. (Zweifilbig.)

Um ein- und auszugehen frei,
 Hat jede Ein stets meine Zwei,
 Und manche hat sie mannigfach.
 Doch solltest fallen Du hinein
 Mit meiner Zwei in meine Ein,
 Mußt Du Dir machen nichts daraus,
 Wirft man Dich unter Weh und Ach
 Zur Zweiten, oder auch — o Graus! —
 Vielleicht zum Ganzen gar hinaus.

Auflösung folgt in Nr. 47. [Adolf Nagel.]

Logogriff.

Sowohl zu Wasser als zu Land
 Bin ich mit einem P bekannt;
 Im Allgemeinen hat zur See
 Doch man am liebsten mich mit B.

Auflösung folgt in Nr. 47.

Auflösung von Nr. 45:

des Buchstaben-Verzerrungs-Räthsels: 1) Konrad, 2) Urban, 3) Neumark, 4) Storch, 5) Triest, 6) Birne, 7) Kiege, 8) Fran, 9) Neider, 10) Ganges, 11) Tapir, 12) Gehirn, 13) Manen, 14) Niere, 15) Sprotte, 16) Langer (Kunst bringt Günst).

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung,
 Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
 Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben
 von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.